



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Entwicklung und Fortschritt, Zivilisation und Kultur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Entwicklung und Fortschritt, Zivilisation und Kultur



er sich an unsre kurze Anzeige der „Ethnischen Gedanken über Entwicklung“ von Otto Werner im 10. Heft erinnert, wird zwischen dieser und Chamberlains Rassen- und Religionsphilosophie eine auffällige aber nicht vollständige Übereinstimmung finden. Wir haben dieser Gedankengruppe nur mit Einschränkungen, Vorbehalten und Korrekturen beizupflichten vermocht. Dagegen entspricht die Auffassung der in unsrer heutigen Überschrift angedeuteten Probleme in den „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ ziemlich genau der unsern. Die Soziologen, nicht bloß die sozialdemokratischen, ja sogar idealistische Philosophen wie Hegel sprechen von einem Fortschritt oder von einer Erziehung des Menschengeschlechts, bei der alle Völker dieselben Kulturstufen zu ersteigen hätten, die frühern Kulturstufen Vorstufen der spätern wären, und wenn verschiedene Völker zugleich auf verschiedenen Stufen gefunden werden, dies nur daher käme, daß die einen langsamer fortschreiten als die andern oder sich nach einer Zeit raschen Fortschritts ein Weilchen, etwa zwei- oder dreitausend Jahre lang, ausruhten. Chamberlain stellt nun zunächst den Satz auf, daß es eine Menschheit gar nicht giebt. Es giebt eine Menge Menschenarten, die ja genug gemeinsames haben, daß sie als eine von den Tieren verschiedene Gattung von Wesen erkannt werden können, aber nicht genug gemeinsames, daß sie als ein Ganzes bezeichnet werden könnten, von dem man sagen dürfte, daß es sich entwickelte, fortschritte, dieselben Schicksale hätte. Wollte man einen gemeinschaftlichen Ursprung aller Menschen annehmen, so sei dagegen nichts einzuwenden, nur dürfe man nicht vergessen, daß dergleichen Annahmen ins Gebiet der Spekulation und der Hypothesen gehörten, und auch die Annahme des „Urariers“ sei davon nicht ausgenommen. Thatsache sei nur, daß es seit dem Beginn der historischen Zeit Völker gebe, die man ihrer ähnlichen Eigenschaften wegen mit Recht in Gruppen zusammenfassen und mit einem gemeinsamen Namen bezeichnen dürfe. Aber diese Gruppen seien so grundverschieden, daß von einer gemeinsamen Kultur oder einem gemeinsamen Fortschritt bei ihnen keine Rede sein könne. Elisée Reclus, schreibt er Seite 710, habe ihm versichert: kein einziger Europäer, auch solche nicht, die wie Richthofen und Harte viele Jahre in China gelebt hätten, auch kein Missionar, der sein ganzes Leben im Innersten des Landes zugebracht habe, könne von sich melden: j'ai connu un Chinois. „Die Persönlichkeit des Chinesen ist eben für uns undurchbringlich, wie die unsre ihm; ein Jäger versteht durch Sympathie von der

Seele seines Hundes und der Hund von der seines Herrn mehr als dieser selber Herr von der Seele des Chinesen, mit dem er auf die Jagd geht. (Sogar dieses Bild hinkt, denn der Chineser geht gar nicht auf die Jagd). Alles Faseln über »Menschheit« hilft über derlei nüchterne sichere Thatsachen nicht hinweg.“ Die hellenische, die germanische Kultur seien jede etwas ganz für sich bestehendes, nicht allgemein menschliches, die zweite etwas neues, vordem nie dagewesenes, denn auch die griechische Kunst, das römische Recht hätten die Germanen nur als Anregungen auf sich wirken lassen, und so angeregt hätten sie völlig neues geschaffen. Diese Auffassung können wir nun allerdings wieder nicht ohne drei Einschränkungen gelten lassen. Wir nehmen ein allgemein Menschliches an, wie könnten sonst jüdische Psalmen und griechische Trauerspiele des Deutschen Herz ergreifen? Nur nehmen wir zugleich an, daß die Idee der Menschheit in den verschiedenen Rassen und Völkern nur gradweise und teilweise verwirklicht ist, sodaß es Viertelmenschen, Halbmenschen und Vollmenschen und unter diesen wiederum verschiedene Spielarten giebt. Die Mongolen stehn uns in der That so fern, wie Chamberlain beschreibt; die Neger und die Malayen schon nicht mehr so fern; die Neger werden von denen, die sie genau kennen, als große Kinder beschrieben; die nicht arischen Zweige der Kaukasierfamilie aber werden wir als Menschen anerkennen müssen, die des Menschlichen im eigentlichen und höchsten Sinne des Wortes teilhaftig sind, und mit denen eine Verständigung über die höchsten Fragen und die heiligsten Interessen möglich ist, sodaß wir mit ihnen gemeinsame Kulturgüter haben können. Daß sich keins dieser Völker, auch der germanischen und halbgermanischen, einer solchen Fülle von edeln Anlagen erfreut wie das deutsche, bleibt dabei bestehen. Eine andre Einschränkung liegt in dem, was wir früher über den Kampf der Germanen gegen das Judentum und das Römertum gesagt haben. Wir halten es für kein Unglück, daß es nicht bei bloßen Anregungen durch die alten Kulturen geblieben ist, sondern daß die Germanen jüdische, griechische, römische Ideen, Empfindungsweisen, Gesetze und Einrichtungen in ihr Leben aufgenommen haben. Es ist zwar wahr, was Chamberlain sagt, daß alle Entwicklung nur eine Entfaltung von schon vorhandenem sei, aber die Natur eines Volkes, eines Individuums wird dadurch nicht gefälscht und verdorben, daß es fremde Kulturerrungenschaften in sich aufnimmt, sondern vielmehr bereichert. Und so ist es zwar auch richtig, daß natürlich jedes Volk und jedes Individuum sein eignes, nicht ein allgemein menschliches Leben lebt, aber so wenig wie die Personen leben die Völker vereinzelt, und ein göttlicher Erziehungsplan, der allerdings nicht die ganze Menschheit, sondern nur die Völker unsers Kulturkreises umfaßt, ist nicht zu verkennen. Zu diesem Erziehungsplan gehört — das ist eine dritte Einschränkung —, daß die frühern Völker dieses Kreises den spätern vorarbeiten, und daß ihm sogar Völker, die außerhalb standen, die des vorderasiatischen Kulturkreises, die erste Zivilisation haben liefern müssen. Nicht allein würden die Germanen Jahrtausende gebraucht haben, wenn sie die ihnen durch Rom überlieferten technischen Fertigkeiten des Altertums ganz allein aus sich selbst noch einmal hätten erfinden

und ausbilden sollen, sondern es würde ihnen auch so manches Element höherer Kultur, z. B. die griechische Plastik, Poesie und Philosophie gänzlich fehlen, weil das Dinge sind, die nur unter bestimmten, nie wiederkehrenden Umständen, daher nur einmal geschaffen, später nur benutzt und nachgeahmt werden konnten.

Unsre Ansicht über den Fortschritt kennen die Leser. Was fortschreitet, das sind die Wissenschaft und die Technik, die immer größern Menschenmengen das Leben ermöglichen und die Menschenseele durch den Arbeitsstoff, den sie ihnen fortwährend liefern, vor Fäulnis bewahren, und mit Beziehung auf diese beiden Lebensfunktionen kann man in neuerer Zeit sogar von einem Fortschritt der gesamten Menschheit sprechen, weil heute jede technische Verbesserung sofort Gemeingut aller Menschen wird. Dagegen vervollkommnet sich weder der anatomische Bau des Menschenleibes, noch irgend eine seiner Geistesanlagen, noch seine Moral, noch kommt er der Lösung der höchsten Fragen näher, noch wächst seine Glückseligkeit. Daß der einzelne Mensch glücklicher oder besser, das einzelne Volk zivilisierter oder mächtiger oder reicher werden kann, ändert nichts am Gesamtzustande. Chamberlain kommt, von andern Gesichtspunkten ausgehend, zu ähnlichen Ergebnissen. Seite 714 schreibt er: „Unschwer hat so eben jeder einsehen können, inwiefern es jene blasse Abstraktion einer allgemeinen, physiognomie- und charakterlosen, beliebig zu knetenden Menschheit ist, die zur Unterschätzung der Bedeutung des Individuellen im Einzelnen wie in den Völkern führt; diese Konfusion liegt nun einer weitern, höchst verderblichen zu Grunde, deren Aufdeckung mehr Aufmerksamkeit und Scharfsinn erfordert. Aus jenem ersten Urteilsfehler ergeben sich nämlich die beiden sich gegenseitig ergänzenden Begriffe eines Fortschritts der Menschheit und einer Entartung der Menschheit, die alle beide auf dem gesunden Boden der konkreten historischen Thatfachen nicht zu rechtfertigen sind. Moralisch mag gewiß die Vorstellung des Fortschritts unentbehrlich sein, sie ist die Übertragung der Göttergabe der Hoffnung aufs allgemeine; andererseits kann die Metaphysik der Religion das Symbol der Entartung nicht entbehren: doch handelt es sich in beiden Fällen um innere Gemütszustände (im letzten Grunde um transzendente Ahnungen), die das Individuum auf seine Umgebung hinausprojiziert; auf die thatsächliche Geschichte, als handle es sich um objektive Wirklichkeiten, angewendet, führen sie zu falschen Urteilen und zur Verkenning der evidentesten Thatfachen.“ Wie immer habe Kant den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er die angeblich fortschreitende Menschheit dem Kranken vergleiche, der triumphierend ausrief: Ich sterbe vor lauter Besserung! Besonders zutreffend aber sei folgende Äußerung Kants: „Daß die Welt im ganzen immer zum Bessern fortschreitet, dies anzunehmen berechtigt den Menschen keine Theorie, aber wohl die rein praktische Vernunft, die nach einer solchen Hypothese zu handeln dogmatisch gebietet.“ Chamberlain schreibt weiter: „Fortschreitende Entwicklung und fortschreitender Verfall sind Phänomene, die an das individuelle Leben geknüpft sind und nur allegorisch, nicht sensu proprio, auf die allgemeinen Erscheinungen der Natur angewendet werden können. Jedes Individuum zeigt

uns Fortschritt und Verfall, jedes Individuelle, welcher Art es auch sei, ebenfalls — also auch die individuelle Rasse, die individuelle Nation, die individuelle Kultur; das ist eben der Preis, der bezahlt werden muß, um Individualität zu besitzen; wogegen bei allgemeinen, nicht individuellen Phänomenen die Begriffe Fortschritt und Entartung gänzlich bedeutungslos sind und lediglich eine mißbräuchliche Umschreibung für Änderung und Bewegung darstellen.“ Er betont u. a. auch, gleich vielen Vorgängern seiner Auffassung, daß es für die eigentümlichen Kulturerscheinungen der verschiedenen Völker keinen Maßstab giebt, dessen man sich zur Wertvergleihung bedienen könnte, und daß es also keinen Sinn hätte, zu fragen, ob z. B. Michelangelo größer sei als Phidias, also gegen diesen einen Fortschritt bedeute. Daß Chamberlain ganz so wie wir den Darwinianern das Recht abspricht, von Fortschritt zu reden, ist schon erwähnt worden. Von Fortschritt kann doch nur gesprochen werden, wenn ein Ziel oder ein Ideal vorhanden ist, dem sich die Bewegung nähert. Ein solches ist aber nach darwinianischem Glauben nicht vorhanden. Die Arten ändern sich nicht, weil sie etwas ästhetisch, moralisch oder intellektuell Vollkommeneres zu werden streben, sondern weil die Individuen einer jeden durch ihre Umgebung und durch ihre Lebensverhältnisse gezwungen sind, sich zu ändern, wenn sie nicht untergehen wollen. Wenn sonach der darwinische Sprachgebrauch das Wort „vollkommen“ überhaupt zuließe, könnte es höchstens die Bedeutung „widerstandsfähig“ haben. Die widerstandsfähigsten Wesen sind aber die Protisten, die Bakterien, dann alle Arten von Ungeziefer; den Löwen, Elefanten, Singvögeln droht der Untergang, und die Existenz der Huftiere und der Wiederkäuer hängt ganz und gar von der Willkür des Menschen ab, der von Natur das verletzlichste und hilfloseste aller Geschöpfe ist und sich erst in neuerer Zeit durch seine geistigen Hilfsmittel eine Widerstandskraft erworben hat, die ihm den Bestand in einer sehr großen Anzahl von Exemplaren sichert.

Wie weit das Wort Fortschritt auf die einzelnen Lebensgebiete angewandt werden könne, untersucht Chamberlain nicht. Gelegentlich erfährt man, daß auch nach ihm das Wissen nicht im Sinne der Aufklärungsoptimisten fortschreitet, da die Wissenschaft mit all ihrem Fortschritt immer nur das Thatachenmaterial vermehrt, aber nichts erklärt. Auch vom sozialen Fortschritt urteilt er nicht optimistisch; er glaubt Rogers und andern Erforschern älterer Kulturzustände, daß die mittelalterlichen Bauern und Handwerker glücklicher gelebt haben als die heutigen Lohnarbeiter, und er beruft sich auf Herbert Spencer, der in seiner Schrift *The man versus the state* ausführlich beweise, daß sich noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, in England wenigstens, an der unwürdigen Stellung, in die der Landarbeiter erst nach dem Mittelalter hineingedrückt worden sei, nichts geändert habe. Er spricht von den Anfängen dessen, was man heute Kapitalismus nennt, besonders vom Hause Fugger, und bemerkt: „Doch wie war es möglich, da die Innungsgesetze dem einen Gesellen verboten, mehr als die andern zu arbeiten, daß Fugger zu so viel Geld kam, daß er in diesem Maße Handel treiben konnte? Ich weiß es nicht; niemand

weiß es!" O doch; die nationalökonomisch gebildeten Historiker haben das längst gewußt. Die Textilindustrie drängt ihrer Natur nach zum Großbetrieb und zur Spaltung ihrer Angehörigen in Unternehmer und Arbeiter, weil es dabei Massen ganz gleichmäßiger Arbeit zu verrichten giebt, und weil Massen eines ganz gleichmäßigen Produkts hergestellt werden, oder mit andern Worten, weil, abgesehen von der Damast-, Brokat- und Gobelinweberei, nichts künstlerisches daran ist, kein Produkt von individuellem Gepräge dabei herauskommt und nicht erfordert wird, daß das Material vom ersten Entstehn des Werkes bis zu seiner Vollendung in derselben Hand bleibe; das Spinnen, Weben und Färben hat schon sehr früh ganz verschiedene und oft auch örtlich getrennt lebende Handwerker beschäftigt. Bei dieser Natur des Gewerbes haben sich in ihm die Innungsbeschränkungen nicht aufrecht erhalten lassen; schon lange vor Hans Fugger, schon im dreizehnten Jahrhundert, haben sich wohlhabende Leinen-, Seiden- und Wollenwebermeister zu Fabrikanten emporgeschwungen, und zu der Zeit, da Hans Fugger erst den Grund legte zum Reichthum seines Hauses, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, durchtobten Arbeiteraufstände, natürlich vergebens, Italien, Deutschland und die Niederlande. Wie das Elend der Arbeiter vielfach die Bedingung für den technischen Fortschritt, die Niedertracht der Politik aber als Nothwehrmittel oft auch edeln Völkern unentbehrlich sei, legt Chamberlain in Übereinstimmung mit den meisten neuern Geschichtschreibern dar. Auch hebt er hervor, daß die Herrschaft der Weißen den farbigen Völkern nie und nirgends Glück, sondern immer nur Untergang oder harte Knechtschaft bringt. Doch möchten wir das letzte nicht für unbedingt notwendig erklären; warum sollte dasselbe Gesetz, das in der rationellen Landwirtschaft den größten Nutzen abwerfen, nicht auch für die Benutzung der Farbigen gelten? Der edle Mann wenigstens, den seine Empörung über die grausame Niedertracht der holländischen Kolonialwirtschaft auf Java seine Existenz gekostet und der sie dann unter dem bezeichnenden Namen *Multatuli* beschrieben hat, ist dieser Ansicht gewesen; ein wenig Menschlichkeit und Gewissen würde die Herren Plantagenbesitzer nicht gleich arm machen, und es wäre nicht undenkbar, daß sie dadurch sogar reicher würden.

Für sehr verdienstlich müssen wir es erklären, daß Chamberlain den Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur scharf hervorhebt, und doppelt freut es uns, daß er auch in dem bekanntlich schwankenden Sprachgebrauch mit uns übereinstimmt; wie wir nennt er das Niedere, das Technische Zivilisation, das Höhere Kultur. Weniger berechtigt finden wir es, daß er sich mit diesen zwei Rubriken nicht begnügt, sondern die Lebensäußerungen der Völker dreifach gliedert: „Wissen (Entdeckung und Wissenschaft), Zivilisation (Industrie, Wirtschaft, Politik und Kirche), Kultur (Weltanschauung einschließlich der Religion und der Sittenlehre und Kunst).“ Wissen bildet die gemeinsame Grundlage für alle Zivilisation und Kultur; es ist also nicht als ein besondres Gebiet anzusehen, sondern gehört beiden Gebieten an. Die Darlegung des Wesens der Entdeckung und der Wissenschaft gehört zu den Partien des Buchs, in

nenen sich der Scharfsinn und das Konstruktionsgenie des Verfassers von der glänzendsten Seite zeigt; ob die Scheidung gerechtfertigt ist, mögen andre untersuchen. Über die Macht der Industrie schreibt er: „Keine Gewalt der Welt vermag es, eine industrielle Errungenschaft zurückzuhalten. Die Industrie gleicht fast einer blinden Naturkraft: widerstehn kann man ihr nicht, und tritt sie auch einem gezähmten Tiere gleich gebändigt und dienend in die Erscheinung, es weiß doch keiner, wohin sie führt. Die Entwicklung der Sprengstofftechnik, der Schießgewehre, der Dampfmaschinen sind Beispiele und Beweise; wie Emerson treffend sagt: das Maschinenwesen unsrer Zeit gleicht einem Luftballon, der mit dem Aëronauten davongeflogen ist.“ Diese Macht der modernen Industrie, die äußerlich alle Länder einander gleich macht und nicht allein eine internationale Arbeiterbewegung, sondern auch Unternehmungen und Kapitalvereinigungen hervorruft, die die Staaten- und Völkergrenzen noch weit gründlicher durchbrechen, erklärt zur Genüge die Marx-Engels'sche Geschichtskonstruktion und die Vorstellung der meisten Soziologen und vieler Historiker, als ob alle Kultur nichts andres wäre als die Frucht einer bestimmten technischen oder wirtschaftlichen Entwicklungsstufe. In Wirklichkeit kommt verhältnismäßig hohe Zivilisation ohne jede Spur von Kultur vor — in China — und höchste Kultur bei mäßiger Zivilisation: im alten Hellas und in so manchem mittelalterlichen und neuern christlichen Gemeinwesen. Natürlich hängen beide vielfach zusammen. Ohne alle Zivilisation kann keine Kultur entstehen, wie auch das Sprüchlein: *primum vivere, dein philosophari* andeutet; damit der Philosoph leben könne, müssen andre für seine leiblichen Bedürfnisse sorgen, muß also die Arbeitsteilung schon eingetreten sein; und damit er Stoff zum Philosophieren habe, muß er mannigfaltiges geschehn sehen, was ohne einige Zivilisation nicht möglich ist. Andererseits fragt es sich auch, ob sich Zivilisation ohne alle Kultur entwickeln könne. Denn die Technik setzt die Naturwissenschaften voraus, die, wie auch Chamberlain sehr schön und in ganz eigentümlicher Weise zeigt, ohne ideale Antriebe nicht in Gang kommen. Er glaubt daher auch nicht, daß die Chinesen irgend etwas erfunden hätten; sie haben, meint er, ihre Technik wahrscheinlich von benachbarten arischen Stämmen empfangen; daß ein Volk einmal Schöpferkraft gehabt, diese aber verloren habe und aus diesem Grunde jahrtausendlang auf derselben Stufe stehn geblieben sei, klinge ganz unglücklich. Ein Volk, das Schöpferkraft habe, verliere sie niemals und bleibe niemals stehn. Die Inder dagegen seien an Hypertrophie der Kultur zu Grunde gegangen; es fehle ihnen das Schwergewicht an weltlichen Bestrebungen, das dazu befähige, fest auf der Erde zu stehn; ohne Wirtschaft und Politik sei auch die Kultur nicht gesichert. Man wird dabei namentlich noch den Punkt im Auge behalten müssen, den der Verfasser in anderm Zusammenhange erörtert, daß der aus der Natur zu schöpfende Wissensstoff unbegrenzt ist; deshalb fehlt es den Völkern, die sich auf die Naturwissenschaften verlegen, nie an Arbeitsstoff, Arbeit aber ist, wie schon bemerkt wurde, zur Bewahrung der Seele vor Fäulnis nötig. Im idealen Gebiet wird nichts Neues mehr entdeckt; die Ideale sind zwar als Antriebe und Regulative des

Handelns notwendig und verleihen allein der Seele Wert; aber wer sich ausschließlich mit ihnen beschäftigt, der arbeitet nicht, sondern laut bloß wieder oder träumt. Die verschiedene Verteilung von Zivilisation und Kultur und das gänzliche Fehlen der einen oder der andern gehören demnach zur Art der Rassen. Was uns Deutsche anlangt, so findet Chamberlain, daß wir uns bei hoher Kultur einer sehr soliden Zivilisation erfreuten; diese bilde bei uns den Mittelpunkt; „ein guter Charakterzug, insofern er Bestand verspricht, ein nicht ganz unbedenklicher, insofern er die Gefahr birgt, Chinesen zu werden, eine Gefahr, die eine sehr reelle werden würde, wenn die nicht oder kaum germanischen Elemente unter uns die Oberhand bekämen“; wozu doch bemerkt werden muß, daß die stockkatholischen Oberbayern und die Polacken gerade am wenigsten Anlage zum Chinesentum haben, dessen Hauptträgerin unsre übrigens sehr ehrenwerte Bürokratie ist. Eine Anmerkung zu der Stelle lautet: „Speziell der Deutsche neigt in gar manchen Dingen, z. B. in seiner Sammelwut, in seinem Anhäufen von Material über Material, in seiner Neigung, den Geist über dem Buchstaben zu vernachlässigen usw., bedenklich zum Chinesentum. Das war schon früh aufgefallen, und Goethe erzählte Soret lachend von einem Globus aus der Zeit Karls V., auf dem China zur Erläuterung die Inschrift trägt: Die Chinesen sind ein Volk, das sehr viele Ähnlichkeit mit den Deutschen hat.“ Und damals trug man noch nicht einmal den Popf! Die Politik und der Staat werden von Chamberlain, allerdings im Widerspruch mit der Bedeutung, die er beiden im Kampfe gegen Rom beilegt, ziemlich niedrig bewertet und nicht zur Kultur, sondern zur Zivilisation gerechnet, was ja auch der Umstand gebietet, daß sogar die Chinesen einen Staat haben, und daß bei ihnen der Staat sogar alle Verhältnisse weit vollkommener beherrscht und weit durchgreifender regelt als irgendwo anders. Chamberlain definiert das Recht nicht übel als Willkür an der Stelle von Instinkt in den Beziehungen zwischen den Menschen und schreibt dann: „Der Staat ist nun der Inbegriff der gesamten zugleich unentbehrlichen und doch willkürlichen Abmachungen, und die Politik ist der Staat am Werke. Der Staat ist gewissermaßen der Wagen, die Politik der Kutscher; ein Kutscher aber, der selbst Wagner ist und an seinem Gefährt unaufhörlich herumbeffert; manchmal wirft er auch um und muß sich einen neuen Wagen bauen, doch besitzt er dazu kein Material außer dem alten, und so gleicht denn das neue Fuhrwerk gewöhnlich bis auf kleine Äußerlichkeiten dem frühern — es wäre denn, das wirtschaftliche Leben hätte wirklich inzwischen noch nicht Dagewesenes herbeigeschafft.“ Die Kirche neben die Politik zu stellen, giebt ihm das Politische an allem Kirchentum ein Recht; aber sie gehört doch auch zur Kultur, weil sie eins der wichtigsten Kulturelemente, die Religion, zu pflegen hat; freilich werden die Vertreter der idealen Auffassung des Staats, die ihm die Aufgabe zuweisen, alle Kulturelemente zu pflegen, für ihn erst recht diesen Anspruch erheben. Weltanschauung für Philosophie läßt sich rechtfertigen, denn was man gewöhnlich einen Philosophen nennt, ist ja doch nicht jeder Volksgenosse, und zudem hat die Bezeichnung Philosophie ihren ursprünglichen Sinn verloren, denn die Liebe zur Weisheit spielt bei den

dieser Wissenschaft beflissenen keine große Rolle. Dagegen ist jedem Volke eine besondere Art eigen, die Welt anzuschauen, und mit dieser Art hängen allerdings seine Religion und seine Sittlichkeit zusammen. In der zweiten steckt jedoch noch etwas andres, das Chamberlain hervorzuheben vergessen hat: eine besondere Art des Empfindens; ohne die Empfindung bleibt die Anschauung kraftlos. Zur arischen Empfindungsweise gehört, daß der unverdorbnen Arier an Grausamkeiten kein Wohlgefallen hat, daß ihm jede Art von Unwahrhaftigkeit zuwider ist, daß er der sentimentalischen Liebe fähig ist und sich in der Einnahme wohl fühlt. Auch die Treue wurzelt doch mehr in einer Empfindung als in einer Anschauung. Ob das lebhafteste Pflichtgefühl eine urarische, namentlich urgermanische Empfindung oder erst durch Preußen und durch Kant ins deutsche Blut gekommen ist, das wäre noch besonders zu untersuchen. Chamberlain erwähnt, mit den Worten eines andern, den Gedanken der Pflicht, wobei wieder zu sagen ist, daß der Gedanke ohne die Empfindung nichts nützt. Er schreibt nämlich Seite 722: „Warum besitzt die Erscheinung des großen Byron für jeden echten Germanen, trotz aller Bewunderung, die sein Genie einflößt, etwas Abstoßendes? Treitschke hat diese Frage in seinem prächtigen Essay über Byron beantwortet: »Weil wir in diesem reichen Leben nirgends dem Gedanken der Pflicht begegnen.« Das ist ein widerwärtig ungermanischer Zug. Dagegen nehmen wir an seinen Liebesabenteuern nicht den geringsten Anstoß; in ihnen bewährt sich vielmehr die echte Rasse; und mit Genugthuung sehen wir, daß Byron — im Gegensatz zu Virgil, Juvenal, Lucian und ihren modernen Nachahmern — zwar ausschweifend war, doch nicht frivol. Den Weibern gegenüber empfindet er ritterlich.“

An dieser Stelle interessiert uns das, was zwischen den beiden Gedankenstrichen steht, aus einem besondern Grunde. Juvenal kann man zwar im Verdacht haben, daß seine zur Schau getragene Entrüstung ein geheimes Wohlgefallen an den Unzuchtsszenen verberge, die er schildert, man kann ihm also wohl außer dem Cynismus Lüsternheit vorwerfen, aber nicht Frivolität. Und nun gar der keusche, ernste und würdevolle Virgil! Sollte er den am Ende gar mit Ovid verwechselt haben? Eine solche Ungenauigkeit ist bedenklich bei einem Buche, dessen Lehren auf einer ungeheuren Menge von gelehrten Werken beruhen, da der Leser nicht bei allen nachprüfen kann, mit welchem Grade von Gewissenhaftigkeit und Verständnis sie benutzt worden sind. Chamberlain selbst legt mit Recht den größten Nachdruck darauf, daß die genaue und gewissenhafte Beobachtung weniger Thatsachen weit mehr zu richtigen Verallgemeinerungen befähigt und berechtigt, als die oberflächliche Wahrnehmung vieler. Und wir vermessen bei ihm die Sorgfalt der Beobachtung an gar manchen Stellen. Nur zwei wollen wir zur Probe anführen. Seite 517 schreibt er: „Die römische Kirche, welche die mächtigste Verbreiterin des justinianischen Rechts war, lehrte, dieses Recht sei ein heiliges, gottgegebenes.“ Und eine Anmerkung dazu lautet: „Das Mittelalter stellte das römische Recht als geoffenbarte Vernunft in Dingen des Rechts (*ratio scripta*) dem Christentum als geoffenbarte [geoffenbarter!] Religion zur Seite.“ Den Sperrdruck

hat das Original. Der Ausdruck „geoffenbarte Vernunft“ ist nun reiner Un-
 sinn; er soll ohne Zweifel sagen, daß das *corpus juris* ebenso für eine ge-
 offenbarte Schrift erklärt werde wie die Bibel. Und doch ist der Ausdruck:
ratio scripta, ganz klar und unverfänglich. Die alte Kirche lehrt, daß Gott
 dem Menschen die Vernunft verliehen habe zur Erkenntnis der Wahrheit, und
 daß sie dieser Aufgabe bis zu einem gewissen Grade gewachsen sei; was ihr
 unerreichbar und dennoch zum Wohle der Menschen notwendig sei, habe Gott
 durch Moses, die Propheten, Christus und die Apostel geoffenbart, wobei aus-
 drücklich bemerkt wird, zwar vermöge die Vernunft das meiste von dem, was
 in der Schrift steht, auch ohne die übernatürliche Offenbarung zu erkennen,
 aber weil Leidenschaft und andre Umstände den vollen und richtigen Gebrauch
 der Vernunft vielfach hinderten, komme ihr Gott durch jene Veranstaltung
 auch bei dem zu Hilfe, was sie eigentlich aus sich selbst zu leisten vermöge.
 Der Ausdruck *ratio scripta* sagt also nicht, daß das *corpus juris* eine geoffen-
 barte Schrift sei, sondern daß die Vernunft in ihm ihre Sache gut gemacht
 habe, und daß es demnach nützlich zu gebrauchen sei. Als Offenbarung Gottes,
 und zwar als die erste und vorzüglichste, wird freilich auch die Vernunft an-
 erkannt, sie ist eben, als Bestandteil der Schöpfung, eine Offenbarung des
 Schöpferwillens; aber der kirchliche Sprachgebrauch beschränkt den Begriff Offen-
 barung auf die Kundgebung des Erlöserwillens durch die obengenannten Per-
 sonen und unterscheidet streng zwischen der Natur, zu der die Vernunft mit
 allen ihren Leistungen gehört, und ihrer Ergänzung, der Offenbarung.

Weit schlimmer ist ein zweites Mißverständnis, das von außerordentlich
 flüchtigem Lesen zeugt. Seite 553 schreibt Chamberlain: „Wie der orthodox
 römisch-katholische Wolfgang Menzel sagt,“ und Seite 653: „nach dem streng-
 katholischen Wolfgang Menzel.“ Jeder litterarisch Gebildete weiß, daß Wolf-
 gang Menzel zwar dem Katholizismus und den Katholiken gerecht zu werden
 bemüht, aber ein ehrlicher Protestant gewesen ist. Chamberlain hat zwar nur
 Menzels Christliche Symbolik gelesen, die wir leider nicht kennen, aber wir
 kennen seine Hauptwerke, und ohne die Symbolik gelesen zu haben, erklären
 wir es für unmöglich, daß er in dieser Schrift die Leser über die Konfession
 des Verfassers im unklaren gelassen haben sollte. Wir wollen aus seinen
 Lebenserinnerungen, die sein Sohn, der protestantische Theologe Konrad
 Menzel, nach des Vaters Tode 1877 unter dem Titel „Wolfgang Menzels
 Denkwürdigkeiten“ herausgegeben hat, ein paar Stellen anführen, aus denen
 die Leser zugleich sehen werden, daß die Grundgedanken Chamberlains nicht
 so neu sind, wie sie in dem glänzenden neuen Gewande scheinen, das aller-
 dings des Anglogermanen eigenstes Produkt ist. In dem Abschnitt „Mein
 Verkehr mit Katholiken“ (von S. 449 ab) schreibt Menzel: „Die romantische
 Schule war sich selber nicht klar. Sie entlehnte ihren Namen von Rom, da
 sie doch eigentlich nur eine Reaktion des germanischen Geistes und Geschmacks
 gegen den romanischen war. Sie schwärmte für die Gotik, nicht für die Re-
 naissance. Die ihr verwandten Maler, die sogenannten Nazarener, gingen über
 Rafael bis auf Perugino und Giesole zurück. Die ihnen verwandten deutschen

Gelehrten aber vertieften sich nicht in romanische Altertümer, sondern in die ältere deutsche Dichtkunst, in die alten deutschen Lieder, Märchen und Sagen. Das nationale, germanische Element war es also hauptsächlich, was die romantische Schule kennzeichnete, nicht etwas spezifisch Katholisches und am wenigsten etwas Neukatholisches. Insofern konnte auch die romantische Schule der römischen Kurie und den Jesuiten nicht zusagen und fanden sich mehrere deutsche Romantiker, die konvertierten, in der katholischen Welt nicht wenig getäuscht, denn Rom haßte und verspottete alles Gotische und pflegte nur den Jesuitenzopf gleichsam als abendländischer Chinese. Als Jüngling in die patriotische Begeisterung des Jahres 1813 fortgerissen, hing ich natürlicherweise auch mit Vorliebe der romantischen Schule an, aber nur so weit sie das gotische Element pflegte und in Verbindung mit den altdeutschen Studien. Der neurömische Kultus imponierte mir nicht. . . . Meine geschichtlichen Studien führten mich dahin, bald einzusehen, daß die arme deutsche Nation heillos von Rom aus mißhandelt worden sei. . . . Die große deutsche Nation hat ein nie verjährendes Recht, den Prozeß der Reformation zu revidieren, und wenn sie erst zur Einsicht der Ursachen [der Glaubensspaltung] gekommen ist, auch die Wirkung verschwinden zu machen. Kommt es einmal dazu, so wird sie auch wohl zu der Einsicht gelangen, daß es ihr auf eine allgemeine Reform der Kirche auf dem ganzen Erdenrunde nicht ankommen darf, daß sie in konfessioneller Beziehung weder einer andern Nation einen Zwang anthun, noch sich selbst von einer andern einen Zwang gefallen lassen soll. Uniformität des Glaubens ist noch niemals erreicht worden, weil die großen Rassen der Menschen und innerhalb derselben auch wieder die Hauptnationen jede eine andre angeborne und zum Teil auch durch das Klima bedingte konstante Volksart behalten, die sich zum Licht der christlichen Offenbarung wie gefärbte Gläser verhalten. . . . Je weiter ich über die religiösen Dinge geforscht habe, umso mehr ist mir klar geworden, daß die kirchlichen Parteien in unserm geliebten Vaterlande allesamt Unrecht gethan haben, den geschichtlichen Faden christlich germanischer Entwicklung abzureißen. . . . Die Deutschen sind von Anfang an dem wahren evangelischen Christentum treuer geblieben als Griechen und Römer. . . . Christus hat den Menschen nicht als ein passives Wesen genommen, das die Priester nach altägyptischer Art mit unzähligen Geboten und Verbotten einschnüren und einschachteln sollten usw.“ Zu den Katholiken, mit denen Menzel verkehrte, gehörte auch Montalambert; an diesem bewunderte er „das tiefe Verständnis des Mittelalters und die innige Durchdringung des christlichen und germanischen Geistes.“ Aber er nahm es ihm sehr übel, als er einmal „am deutschen Volke den Vorzug der Geistigkeit und Wissenschaftlichkeit rühmte, der ihm den Mangel an praktischen Tugenden und Fähigkeiten reichlich erseze. Das habe ich niemals gelten lassen. Das große Volk Odins war das praktischste in der Welt und wurde auch durch das Christentum keineswegs abgeschwächt oder dem praktischen Leben entfremdet, sondern entfaltete gerade erst im christlichen Mittelalter seine ganze nationale Kraft als das herrschende Volk in Europa. Erst in neuerer Zeit hat uns die Bürokratie und die Schule abgestumpft. Wenn

wir wieder einmal einig wären, würden wir auch bald so praktisch, gebieterisch und unbarmherzig gegen andre Völker sein, wie wir es früher waren, und am meisten sollen sich die Franzosen in acht nehmen, wenn sie sich einbilden, wir seien nur noch ein Schreibervolk.“ Der Abschnitt schließt mit dem Satze: „Im Jahre 1854 gab ich meine christliche Symbolik heraus, freilich nur eine fleißige Kompilation, aber doch geeignet, auf die Gemüthsstiefe aufmerksam zu machen, die sich in der poetischen Auffassung des Christentums hauptsächlich im germanischen Mittelalter kund gab.“ Daß Chamberlain diese Schrift so gründlich mißverstehen und den Verfasser für einen Katholiken, noch dazu für einen streng orthodoxen halten konnte, muß gegen die Grundlagen seiner „Grundlagen“ ein starkes Mißtrauen einflößen.



Kunslitteratur



em immer mehr verbreiteten Kunstinteresse unsrer Zeit, das zwischen einer verwirrenden Menge von Anregungen ratlos umherflattert, müssen gute lehrbuchartige Hilfsmittel besonders erwünscht sein. Der erste Platz gebührt hier Dehios „Kunstgeschichte in Bildern“ (Leipzig, Seemann). Der früher erschienene dritte Band enthält die italienische Renaissance, der neuste vierte das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert außerhalb Italiens, also die van Eyck und ihre Nachfolger, dann Dürer, Cranach, Holbein usw., ferner die ältere niederländische und französische Plastik, sowie Adam Krafft, Peter Vischer, Veit Stofz und Riemenschneider, endlich in der Architektur die sogenannte deutsche Renaissance. Das Gesamtbild kann hier nicht so glänzend sein wie in dem frühern Bande, aber was auf diesen vierundachtzig Tafeln geboten wird, imponiert womöglich noch mehr durch die sichere Auswahl und eine originelle, praktisch einleuchtende Anordnung. Eine Zeit der nationalen Stile und eine des italienischen Einflusses umfassen als Hauptgruppen die einzelnen Künste, und zwar so, daß in jene beinahe die gesamte Plastik und Malerei gestellt worden ist, z. B. auch Peter Vischer, Holbein, Burckmair, Altdorfer, und für die zweite Abteilung nur wenige ganz ausgesprochne Romanisten übrig bleiben, Giovanni da Bologna, die beiden Floris (als Porträtmaler steht Frans Floris in der ersten), Adriaen de Bries, in Deutschland Elsheimer mit einem Figurenbilde. In der Abteilung des italienischen Einflusses steht die ganze Architektur; die Gotik dieses Zeitraums wird also im zweiten Bande des Werkes mitberücksichtigt werden, und nur gotische Grabmäler, Altäre und andre Werke der dekorativen Kunst finden sich in der ersten Gruppe unsers Bandes. Wer mit Nachdenken in diesem Atlas hin und her blättert, kann viel dabei lernen. Er enthält auch eine Menge wenig bekannter Sachen in neuen Aufnahmen überall hie und da.